

Hermann Bahr

Secession

herausgegeben
von Claus Pias

VDG

HERMANN BAHR
KRITISCHE SCHRIFTEN VI

HERMANN BAHR
KRITISCHE SCHRIFTEN
IN EINZELAUSGABEN

Herausgegeben von
Claus Pias

HERMANN BAHR

SECESSION

Herausgegeben von Claus Pias



2. Auflage, durchgesehen und ergänzt von Gottfried Schnödl

Erstellt mit Mitteln des Österreichischen Wissenschaftsfonds (FWF): P 21186.
© VDG Weimar 2013. Alle Rechte, sowohl der Übersetzung, des Nachdrucks
und auszugsweisen Abdrucks sowie der fotomechanischen Wiedergabe vorbe-
halten.

Satz mithilfe einer L^AT_EX-Klasse von Herbert Voss

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek:

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen
Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<<http://dnb.ddb.de>> abrufbar.

E-Book ISBN: 978-3-95899-436-2

Das Digitalisat dieses Titels finden Sie unter:

<http://dx.doi.org/10.1466/20130711.06>

INHALT

Vorwort	v
Künstlerhaus 1896	1
Unsere Seceession	5
Ver Sacrum	9
Erste Kunstausstellung der Vereinigung bildender Künstler Österreichs	13
<i>I. Besnard, Laermans, Brangwyn, Segantini</i>	13
<i>II. Meunier, Kfinopff</i>	17
<i>III. Alexander, Mehoffer, Martin</i>	22
<i>IV. Kunstgewerbe</i>	26
Architektur	31
Künstlerhaus 1898	35
Das Landhaus	39
Fünzig Jahre	43
Meister Olbrich	47
Im eigenen Hause	51
<i>I. Zorn</i>	51
<i>II. Klimt, Engelhart, Moll</i>	54
<i>III. Stöhr, Krämer, König</i>	59
<i>IV. Bernatzik, Gurschner, Moser</i>	62
Dritte Ausstellung	67
<i>Rysselberghe</i>	67
<i>Klinger</i>	73
Der erste Seceessionist	77

Otto Wagner	83
Malerei	89
Die vierte Ausstellung	93
Unter Statuen	99
In der Schule	103
Graphische Ausstellung	109
<i>I. Klinger, Rops</i>	109
<i>II. Monvel, Leistikow, Klimt, Wagner</i>	116
Der Sessel	125
Die falsche Secession	131
Der englische Stil	141
Contrefaçon	147
Aquarelle	155
Kunstchronik	159
<i>„Ideen“ von Olbrich – Hans Schliesinger – Olga Wisinger-Florian</i>	159
Der Bund „Hagen“	163
Japanische Ausstellung	169
Alfred Lichtwark	181
Vier Interieurs	191
Antwort	199
Anhang	203

HERMANN BAHR

SECESSION

»Die Hauptsache ist, dass man eine Seele habe, die das Wahre liebt und die es aufnimmt, wo sie es findet.« *Goethe.*

»A truth in art is that whose contradictory is also true.« *Wilde.*



WIENER VERLAG
(BÜCHHANDLUNG L. ROSNER, SEP.-CTO.)
1900.

„Die Hauptsache ist, dass man eine Seele habe,
die das Wahre liebt und die es aufnimmt, wo sie
es findet.“

GOETHE

„A truth in art is that whose contradictory is also
true.“

WILDE

Meister Olbrich

in froher Bewunderung

v

Sie werden sich gar nicht mehr erinnern, lieber Olbrich, wie wir zwei uns kennen gelernt haben. Sie richteten damals gerade das Haus der Gartenbaugesellschaft für die erste Ausstellung der „Vereinigung“ her; da kam ich hin, ein paar Tage vor der Eröffnung. Es war die wunderbare Zeit im März, wo es noch kahl und kalt ist, aber man glaubt doch schon den Frühling an der Erde pochen zu hören und wird von einer süßen Unruhe, einer bangen Hast auf die Gasse gejagt, um nur ja das Glück nicht zu versäumen. In solchem gelinden Fieber wäre ich lieber fort und fort bis an das Ende der Welt gerannt, statt den dumpfen Ort zu betreten, wo gesagt und genagelt und gehämmert wurde und man in wilder Eile fertigzuwerden fast verzweifelte. Mitten unter diesem Gewirre und Gewühle von schreienden und jammernden Leuten erblickte ich Sie stehen, den Hut auf dem Kopfe und einen zierlichen Stock oder eigentlich ein leichtes Stäbchen, das Sie spielend drehten, in der Hand, und Sie schienen eher auf einem Maskenballe zu sein, Abenteuer erwartend.

vi Auf jede Frage hatten Sie eine Antwort, zu jeder | Bitte einen Rath, für jede Klage einen Trost bereit und seelenvergnügt theilten Sie in der besten Laune Ihre Befehle aus. Wenn es hiess, es müsse verschoben werden, sagten Sie: „Es wird schon eröffnet werden!“ Wenn man verzagte, sagten Sie: „Aber Alles wird fertig!“ Wenn man tobte, sagten Sie: „Nur keine Aufregung, Kinder!“ Dabei hatten Sie einen so ruhigen und sicheren Spott in Ihren lustigen Augen, dass die Leute es Ihnen wirklich glaubten und sich beschwichtigen und wieder ermuthigen liessen. Ich aber dachte mir, verwundert: „Schau, da ist einmal ein Mann; dem kann nichts geschehen.“ Und so reichten wir uns die Hände und plauschten ein wenig und dann empfahl ich mich von Ihnen, der gelassen im Staube stand und sein Stäbchen drehte.

Seitdem sind wir uns ja manchmal begegnet und jedes Mal habe ich mir wieder denken müssen: „Ein Mann, dem man Alles zutrauen kann!“ Wenn man mir morgen erzählen würde, der Sultan habe Sie zum General ernannt und mit einer Armee gegen die Perser geschickt, so würde ich mich gar nicht wundern und gar nicht zweifeln, dass Sie sich gewiss auch im Kriege durch eine höchst eigene und persönliche Art des Commandos auszeichnen werden. Ihr eigentliches Wesen scheint es mir zu sein, dass Sie jeder Lage gewachsen sind, dass Sie immer gerade die Kraft haben, die die Verhältnisse von Ihnen verlangen, dass Sie eben, Goetheisch zu reden, eine complete Natur sind. Wie Sie dann das Haus der Secession gebaut haben, was haben Sie sich da nicht Alles von unseren Idioten anhören müssen! Ein Anderer wäre wohl ängstlich oder doch ungeduldig geworden. Sie haben es lächelnd abgeschüttelt. Und | man muss Sie gar sehen, wie Sie bei Einrichtungen mit den vii Leuten, besonders wenn es Frauen sind, zu reden wissen, die darauf schwören, dass ihnen ihr Wille geschieht, während Sie doch nichts thun, als was Sie von Anfang an gewollt haben. Dies ist mir immer ein Schauspiel des feinsten Vergnügens gewesen. Sie wissen eben, was Sie wollen, und sind sicher, dass es das Rechte ist. Das gibt Ihnen eine solche Macht, dass Sie Menschen und Dinge, fast wie ein Zauberer, bändigen und beherrschen . . .

Und erinnern Sie sich, wie wir voriges Jahr in St.Veit auf der Höhe standen? Es war im Herbst, Sie steckten den Platz für mein Haus ab. Tief unten liegt die Stadt in Dampf und Dunst, rings rauscht es aus Gärten, hier ist Alles rein und frei. Und wir standen und blickten bis zu den ungrischen Bergen hin und tauschten in der stillen Stunde Wünsche und Hoffnungen und Sorgen aus. Von der Zukunft der Kunst in unserem Vaterlande war die Rede und wie man die Jugend vor den Verirrungen behüten könnte. Und ich höre Sie heute noch, wie Sie mit Ihrer festen und heiteren Stimme sagten: „Stil! Englisch! Secession! Was sind das für alberne Worte! Jeder soll machen, was er fühlt, wie er's eben fühlt – mit der Zeit wird sich's dann schon zeigen, was er wert ist!“

Und dann sind Sie uns nach Darmstadt fortgegangen. Wen soll man mehr beneiden, Sie um den Fürsten, der es Ihnen gewährt, frei und im Grossen und ins Weite zu wirken, oder den Fürsten um Sie, der den Namen des Ernst Ludwig von Hessen und bei Rhein in der Geschichte befestigen wird? Als Benvenuto Cellini nach Frankreich an den Hof kam, sagte der | König mit lauter Stimme: „Wahrlich, in Dir habe ich einen Mann nach meinem Herzen gefunden!“ Und er rief die Schatzmeister und befahl, ihm zu geben, was er verlangte, der Aufwand möchte so gross sein, als er nur wollte. Dann schlug er ihm, erzählt Cellini, mit der Hand auf die Schulter und sagte: „*Mon ami*,“ (das heisst: mein Freund) „ich weiss nicht, wer das grösste Vergnügen haben mag, ein Fürst, der einen Mann nach seinem Herzen gefunden hat, oder ein Künstler, der einen Fürsten findet, von dem er alle Bequemlichkeit erwarten kann, seine grossen und schönen Gedanken auszuführen.“ Ist das nicht, lieber Olbrich, ist das nicht ganz Ihre Geschichte?

Und nun nehmen Sie, bitte, zur Erinnerung dieses Buch hin, das lustig von manchen Siegen erzählt, die wir gewonnen haben.

Ostern 1900.

Künstlerhaus 1896

Den Weg ins Künstlerhaus zu machen, kann man jetzt dem Kenner nicht rathen. Er wird da wenig Erfreuliches und viel Ärger finden. Die ganze Ausstellung wendet sich wohl auch gar nicht an ihn, sie will sich lieber an den Käufer wenden, dieser ist ihr wichtiger. Im Herbst lassen sich ja hie und da wohlhabende Wiener noch am ehesten überreden, so gegen Weihnachten, dass es eine patriotische Pflicht ist, für die Kunst etwas zu thun, und entschließen sich wirklich, ein Bild von Gisela oder Friedländer zu kaufen. Sie müssen nur sicher sein, dass es nach Format, Ton und Inhalt ihre Wohnung nicht stört und eine nette Sache ist, an die man sich bald gewöhnt. In Wien wird von einem Bilde verlangt, dass es zu allen Möbeln passen, nur nicht auffallen und, wenn man es nach dem Essen betrachtet, einen unbedenklichen und hübschen Eindruck machen soll. Darüber entrüsten sich von Zeit zu Zeit einige junge Maler und möchten gern trotzen, aber sie sehen bald ein, dass man die Wiener nicht ändern kann; und einer nach dem anderen muss seinen Hoffnungen entsagen und Frieden machen, wenn er nicht noch zur rechten Zeit fortgeht. Es scheint in der That, dass man die

2 Wiener wirklich nicht ändern kann. Es hat sich | wenigstens gezeigt, dass alle redlichen Versuche im Künstlerhaus nichts gewirkt haben. Alle künstlerischen Bemühungen sind in der Genossenschaft nur Episoden, sie treten als heftige Krisen auf und gehen wie ein hitziges Fieber vorüber. Man macht etwas Lärm, aber dann wendet man sich wieder zum Geschäft hin, und schließlich wird Herr Felix wieder zum Vorstand gewählt. Das Geschäft, das Geschäft! Das ist das einzige, was man im Künstlerhause ernst nimmt. Was nicht Geschäft ist, gilt als G'schnas, besonders die Kunst; dafür ist das Fest im Fasching da. Wer kann noch hoffen, dass es jemals anders wird? Hörmann hat sich todt geärgert, Engelhart hat sich heiser geschrien,

ich habe mich müde geschrieben und schließlich – schließlich hat man jetzt Herrn Felix, diesen Lackierer finanzieller Weiblichkeiten, wieder zum Vorstand gewählt! Nun, das Künstlerhaus ist eben eine Markthalle, ein Bazar; mögen da die Händler ihre Waren ausbreiten! Um der alten Kunst der Malerei zu dienen, wird man in Österreich auf andere Mittel sinnen müssen. Es wird nicht anders gehen, als dass sich endlich einige Kunstfreunde vereinigen, irgendwo in der Stadt ein paar helle Säle mieten und dort in kleinen, intimen Ausstellungen, von sechs zu sechs Wochen, die Wiener sehen lassen, was in Europa künstlerisch vorgeht. In Berlin ist es ja auch so gewesen. Dort hat auch ein einziger Mann, der verstorbene Gurlitt, in seiner Bude in der Behrenstraße die ganze Bewegung angefangen, die dann doch emporgekommen und durchgedrungen ist. Dieses Beispiel mögen sich die Wiener Kunstfreunde vorhalten. Vom Künstlerhaus sollen sie nichts mehr erwarten, das müssen sie den Geschäftsleuten räumen. |

3

Wenn Jahrmarkt ist, schließt man auf dem Dorf den Trödel mit ein paar Stangen ein und zieht Fahnen und Wimpel auf, damit es besser aussieht. Damit es besser aussieht, stellt man im Künstlerhaus unter den Trödel ein paar Werke hin, die künstlerisch sind oder doch so thun sollen. Auf diese Weise könnte es einer klugen Leitung gelingen, das Handelsinteresse mit den Wünschen der Kenner auszusöhnen. Man ließe sich den Lärm der Lieferanten ja am Ende gefallen, wenn nur doch, zur Ehre des Hauses, auch einige Künstler da wären; den Glanz eines Gemäldes von Klinger oder Whistler im seligen Auge, würde man ohne Erbitterung auf Kinzel und Zewy blicken. Aber nun sollen, so weit sind wir schon, unsere Klinger und Whistler sollen jetzt Munkacsy und Brozik sein! Nun, Munkacsy ist gewiss einmal etwas gewesen; seine warme Natur hat gern die Töne des Zimmers nachklingen lassen und auch später, als er schon in die Theatermalerei der großen „Maschinen“ gerathen war, an das „religiöse Prunkstück, die Galavorstellung vor Gott dem Vater“, wie Muther gesagt hat, haben doch Feinheiten immer noch an einen Künstler erinnert. Aber sein letztes Bild, „Ecce homo“, ist nur eine unkräftige, müde und triste Copie des „Christus vor Pilatus“, der man es ansieht, dass er jetzt selbst nicht mehr daran

glaubt und seine Hand schwer herabgesunken ist. Und gar Brozik! Dieser exacte und gescheite Mann ist stets ein trauriger Anblick gewesen, weil er seine kleine Kraft von einem Manager zu Aufgaben missbrauchen ließ, welchen sie nicht gewachsen war. Gibt er sich manchmal stillen Stimmungen redlich hin, man sehe die „Schnitter“ oder den „Dorftratsch“, so ist ihm manches hübsche, freilich meistens eher poetische als | malerische Bild gelungen. Aber er will sich durchaus zur großen Historie zwingen. Man kennt die Malerei, die vor fünfzig Jahren von Belgien gekommen ist. Geht man im Brüsseler Museum, so kann man ihre Anfänge, ihre Vollendungen betrachten. Sie wirken auf den heutigen Geschmack nicht mehr, der im Gemälde weder Gedanken noch Erzählungen sucht, sondern nur die Musik der Farbe hören will. Sieht man sie unbefangen an, so wird man sich doch ihrer Macht nicht entziehen können: sie haben eine politische Leidenschaft, die unwiderstehlich ist; es wird einem, als würde man eine Rede von Kossuth lesen. Es ist nicht das Bild, das wirkt, aber hinter ihm fühlen wir einen Mann von solcher Ekstase, dass wir ihn beneiden. Wir fühlen: wenn auch uns diese alte Historie nichts mehr zu sagen hat, jenem Maler muss sie doch sehr viel gesagt haben; er hat sie mit zorniger Seele, ja mit den höchsten Begierden seines Gemüthes gemalt. Das ist es, was Brozik fehlt. Ihm merkt man es immer gleich an, dass ihm alle diese lauten und gewaltsamen Historien doch nichts sind; er hat selber keine Beziehungen zu ihnen, er stellt sie bloß auf, weil es der Manager will. Er thut es mit Fleiß, ja Gelehrsamkeit, nicht ohne Geschmack und einen gewissen Tapezierersinn für Faltenwürfe, und man kann eigentlich gar nichts einwenden, als dass eben alle diese schönen Sachen noch immer keinen Maler geben – die kann am Ende der Herr Wachtel vom Raimundtheater auch.

Zum Troste sucht man dann unsere paar Talente auf und sieht sich nach Engelhart, Goltz, Delug, Lenz und Krämer um. Goltz und Engelhart fehlen, die anderen sind mit unansehnlichen Proben da. Vor der Collection | des Herrn Carl Heffner mag man eine Zeit verweilen, eines Deutschen, der lange in England, dann in Italien gelebt hat, in guten Schulen manches profitierend. Er hat eine wunderliche, ein bisschen gezierte, recht englische Manier,

feine und elegante Stimmungen etwas präciös auszudrücken; er scheint beim Malen niemals die Handschuhe auszuziehen. Noch länger, noch lieber wird man in dem Saal verbleiben, der die vierundzwanzig Arbeiten von Dettmann enthält: hier ist man doch in der Gegenwart. Um alle Dinge der heutigen Malerei hat sich dieser behende Berliner bemüht, nicht umsonst hat er Raffaelli, Besnard und Ludwig von Hofmann gesehen, von jedem ist an ihm etwas hängen geblieben. Er möchte alles, was in den letzten fünf Jahren die Malerei sich vorgenommen hat. Schade, dass er es leider doch immer nur möchte.

Unsere Seccession

In der letzten Versammlung der Wiener Künstler ist es zu einer hässlichen Scene gekommen. Man hat gelärmt, man hat geschrien, es fehlte nicht viel und man wäre thätlich geworden. Am Ende sind die „Jungen“, durch die rüde Art des Herrn Felix beleidigt, protestierend abgezogen. Es heißt nun, dass sie gesonnen sind, auszutreten. Sie haben ja schon vor ein paar Monaten eine „Vereinigung der bildenden Künstler Österreichs“ begründet. Aber diese war damals nur als ein neuer Club in der alten Genossenschaft gedacht. Sie hatten gar nicht vor, sich von ihr zu trennen, sondern es sollten bloß einige Leute, die sich durch eine gewisse Modernität und mehr noch durch ihren künstlerischen Ernst verbunden fühlten, eine besondere Abtheilung, sozusagen ihr kleines Comité für sich bilden. Das war der erste Plan. Dieser gute Vorsatz, Streit zu vermeiden und, wenn man sich schon entfremdet hatte, doch einen loyalen Frieden zu halten, ist nun durch die Gehässigkeiten der herrschenden Partei vereitelt worden. Es ist kaum zu denken, dass die Jungen nach den Scenen von neulich noch länger in der Genossenschaft bleiben. Sie können es mit dem besten Willen nicht mehr. Sie sind ohnedies

7 geduldiger gewesen, | als es die Jugend zu sein pflegt, und eigentlich sogar (diesen Tadel darf man ihnen nicht verschweigen) geduldiger, als man es in einem Kampf um seine Rechte sein darf. Was haben sie sich nicht alles gefallen lassen! Von einem Jahr auf das andere haben sie umsonst gehofft, und mit Versprechungen, die niemals gehalten wurden, hat man sie wie lästige Gläubiger hingezogen. Sie sind schon höchst lächerlich gewesen. Aber auch die Wiener Gemüthlichkeit muss einmal ein Ende haben.

Treten sie nun aus, so muss ihre „Vereinigung“ anders werden, als sie damals geplant war. Sie wird nicht mehr ein Club in der Genossenschaft sein, sondern selbst eine neue Genossenschaft neben

der alten, die Genossenschaft der Jugend. So hätten wir denn endlich auch, hat man ausgerufen, so hätten wir denn nun auch unsere Secession! Natürlich, sagen die Leute, wir müssen ja alles nachmachen – und natürlich immer zu spät, wenn die anderen es sich längst schon wieder anders überlegt haben! So wird gesprochen, weil die Leute meinen, unsere Secession sei dasselbe, was die Pariser oder Münchener gewesen ist. Es ist an der Zeit, ihnen zu zeigen, dass sie dies nicht ist. Sie hat mit der Pariser und Münchener Secession nur den äußeren Vorgang gemein, dass sich ein paar „Junge“ von der Gesellschaft der „Alten“ lossagen. Aber ihre Motive sind andere, der Sinn des ganzen Unternehmens ist anders. Darüber muss man sich klar sein, um es vor Ungerechtigkeiten, sich selbst vor Enttäuschungen zu bewahren.

In Paris und in München ist es der Sinn der Secessionen gewesen, einer neuen Kunst zu ihrem Rechte zu verhelfen, das ihr, wie die „Jungen“ behaupteten, von den „Alten“ verweigert wurde. Also ein Streit in der | Kunst um die bessere Form. Je nach seiner Ästhetik 8 konnte man sagen: ein Kampf der Moderne gegen die Tradition; oder bescheidener: ein Kampf um eine neue Technik; oder sogar, wenn man die Neuerungen nicht billigte: ein Versuch, die heutige Mode gegen das ewige Gesetz auszuspielen. Aber immer ein Streit in der Kunst. Beide Gegner wollten dasselbe: der Schönheit dienen; nur über die Mittel konnten sie sich nicht verständigen. Beide riefen nach der Kunst, nur jeder mit anderen Worten. Künstler standen gegen Künstler. Es war ein Kampf der Schulen, der Doctrinen, der Temperamente oder wie man es nennen will. Um diese handelt es sich bei uns gar nicht. Bei uns wird nicht für oder gegen die Tradition gestritten, wir haben ja gar keine. Es wird nicht zwischen der alten und einer neuen Kunst, nicht um irgend eine Veränderung in der Kunst gestritten. Es wird um die Kunst selbst gestritten. Die „Vereinigung“ wirft der „Genossenschaft“ nicht vor: Du bist für das „Alte“, und sie ruft ihr nicht zu: Werde „modern“. Nein, sie sagt ihr bloß: Ihr seid Fabrikanten, wir wollen Maler sein! Das ist der ganze Streit. Geschäft oder Kunst, das ist die Frage unserer Secession. Sollen die Wiener Maler Industrielle bleiben, oder ist es ihnen erlaubt, Künstler zu werden? Wer der Meinung ist, dass

Bilder Waren sind wie Hosen oder Cigarren, der bleibe in der „Genossenschaft“. Wer malend oder zeichnend die Gestalten seiner Seele offenbaren will, der wird zur „Vereinigung“ gehen. Nicht um eine Ästhetik, sondern zwischen zwei Gesinnungen ist der Streit: zwischen der geschäftlichen und der künstlerischen Gesinnung. Auf der einen Seite müssen alle Künstler stehen, „alt“ oder „neu“; auf
9 der anderen steht jeder Herr Felix. |

Wir sollten eigentlich froh sein, dass wir den Herrn Felix haben. Er ist das beste Exemplar seiner Gattung. Wen er nicht abschreckt, der ist überhaupt nicht zu heilen. Schindler pflegte von ihm zu sagen: „Ich weiß nicht, was Rafael ohne Hände geworden wäre, aber das weiß ich, dass der Felix ohne Maul kein Maler geworden wäre!“ Er glaubt in der That, es komme in der Malerei bloß aufs Reden an. Der beste Weinreisende müsste nach seiner Ästhetik der größte Maler sein. Es ist lustig, mit seinen Freunden, die ihn vertheidigen, über ihn zu sprechen. Ich frage sie gern: „Sagen Sie mir nur, aber ehrlich, ist es denn möglich, halten Sie denn den Felix wirklich für einen Maler?“ Da lacht jeder und antwortet mir stets: „Aber ich bitte Sie, woher denn? Das wissen wir alle, dass er kein Maler ist, er kann ja nicht malen, aber sie sollten ihn nur einmal hören, wie er mit den Leuten zu reden weiß, er redet ihnen alles ein: der ist geriebener als der schlaueste Händler!“ So sagen seine Freunde. Das heißt auf deutsch: an der Spitze der Genossenschaft steht ein Mann, der selbst nicht malen kann, und auch gar keine Ahnung hat, was ein Künstler empfinden mag, aber allerdings Qualitäten hat, die ihn zu einem unvergleichlichen Maquignon befähigen würden. Also der richtige Präsident dieser Gesellschaft, das muss man ja zugeben.

Gegen ihn treten nun alle auf, die Künstler sein wollen und nicht Speculanten in Malerei. Das ist der Sinn der ganzen Empörung. Es handelt sich nicht um die „Moderne“, es handelt sich überhaupt um keine „Richtung“; es handelt sich bloß darum, dass einige junge Leute sich entschlossen haben, als Künstler zu wirken, nicht als Handelsleute. Darum ist es zunächst auch gleichgiltig, ob sie viel
10 können oder vielleicht etwas weniger können, als sie sich | zutrauen. Ich habe sagen hören: „In Paris hat die SeceSSION halt den Puvis

und in München den Stuck gehabt, aber der Moll ist doch kein Stuck und selbst der Engelhart ist noch kein Puvis!“ Aber das bilden sie sich ja auch gar nicht ein. Sie wollen nur eine Stätte zur Pflege der reinen Gesinnung schaffen. Wenn ihnen das gelingt, ist es sehr viel, weil die „gescheiten Leute“ doch immer behauptet haben, dass das in Wien nicht möglich sei. Nun werden wir sehen. Wer künstlerisch denkt oder fühlt, gibt ihnen seine besten Wünsche mit.

Ver Sacrum

Immer wird mir eine Scene unvergesslich bleiben. Es ist jetzt fünf Jahre her, ich hatte damals in der „Deutschen Zeitung“ über das Elend unserer Kunst geklagt; an leiser Zustimmung fehlte es mir nicht, die sich freilich noch nicht unter die Leute traute. Da läutet es eines Tages bei mir, ich gehe öffnen und sehe vor der Thüre einen ungeduldigen Officier, den ich nicht kenne. Der Hauptmann, eine vehemente Natur von einer strengen und fast drohenden Art, mit unwirschen Geberden, tritt ein, bestürmt mich gleich mit heftigen Reden und nun erfahre ich erst, dass er Theodor v. Hörmann ist, unser tapferer Hörmann, der uns seitdem entrissen worden ist. Er setzt sich zu mir, und während er zornig, ungestüm mit den großen Händen fuchtelnd und seine trübe Stimme heiser schreiend, die Genossenschaft schmählt, kann ich ihn betrachten: es ist etwas Wildes, Raufendes in seiner Weise, das doch mit seinen guten und herzlichen Augen nicht stimmt, und seine finstere, verfurchte Miene hat eine unbeschreibliche Müdigkeit und Trauer. Er steht auf und geht im Zimmer auf und ab, immer heftiger, erzählend, was er zu leiden hat, wie sie ihn hassen, die im Künstlerhaus, und dass ihnen
12 nichts zu schlecht und zu gemein | ist, um ihn zu kränken und zu bedrängen. Es thut mir wehe, den Schmerz des starken Mannes anzusehen. Ich frage endlich: „Aber was haben Sie den Leuten denn eigentlich gethan, dass sie Sie so hassen?“ Da lacht er höhnisch und grell auf: „Gethan? Ich denen? Haha! Ich möchte halt ein Künstler sein – ja, ich bin so frech! Und das verzeihen einem die nie! Da lassen sie alle Hunde auf Einen los!“ Dies werde ich nie vergessen. Ich höre noch seine tragische Stimme, ich sehe ihn in seinem großen Zorne noch vor mir. Er stand da wie ein verfluchender Prophet. Damals fühlte ich den Tod schon hinter ihm; er hatte zu viel Hass auf sich geladen, da musste er niedersinken. An der Niedertracht seiner Feinde ist er gestorben.